

Hatune Dogan

Tonia Riedl

Ich glaube an die Tat

Im Einsatz für Flüchtlinge
aus Syrien und dem Irak



BRUNNEN

Hatune Dogan

Tonia Riedl

Ich glaube an die Tat

*Im Einsatz für Flüchtlinge
aus Syrien und dem Irak*

Alle Namen von beteiligten Personen wurden aus Sicherheitsgründen geändert und die Herkunftsorte und Lebensumstände so weit verfremdet, dass die betreffenden Menschen nicht identifizierbar sind.

Redaktionsschluss: 3.2.2015

Wir danken dem Verlag Herder, Freiburg, für die Erlaubnis, für den ersten Teil des Buches (S. 13-68; 1. Absatz S. 33 ergänzt) Auszüge aus dem ersten Buch von Hatune Dogan zu nutzen:

Hatune Dogan/Cornelia Tomerius, „Es geht ums Überleben. Mein Einsatz für die Christen im Irak“, © Verlag Herder GmbH, Freiburg i. Br. 2010, S. 10-29, 36-57, 59-66.

Die folgenden Überschriften wurden dabei verändert: „Indien“ (neu: Schicksalsmoment in Indien); S. 41 Mitte des Herder-Buches Überschrift eingefügt (neu: Ich gehe meinen Weg); „Gronau, zum Zweiten“ (neu: Ruf in den Nahen Osten).



© 2015 Brunnen Verlag Gießen
www.brunnen-verlag.de
Umschlagfotos: privat
Umschlaggestaltung: Ralf Simon
Satz: DTP Brunnen
Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
ISBN 978-3-7655-4258-9

Der Wein ist das Symbol des Friedens.
Denn nur in einem langen Frieden kann man
einen Weinberg pflegen.

*Für meinen Vater,
der neun Weinberge anlegte, pflegte und bewachte,
der sie verlassen musste und sie so gern
nur noch ein einziges Mal wiedergesehen hätte.*

Inhalt

Prolog: Erste Begegnung	7
Teil 1:	
Weil ich selbst ein Flüchtling bin ...	13
Flucht	13
Schicksalsmoment in Indien	36
Ich gehe meinen Weg	42
Ruf in den Nahen Osten	47
Zurück in die Zeit	57
Teil 2:	
Kein heimatliches Land –	
Naher Osten 2014	69
Zukunftsaussichten für kleine Engel	69
Gesichter der Heimatlosigkeit	74
Heimat für meine Seele	94
Auf der Suche nach Zukunft	102
Syrien – ein Paradies wird zur Hölle	107
„Es wird alles werden“	119
Gesichter des Djihad	124
„Diese Fanatiker werden wir in tausend Jahren nicht los“	130
Woher kommt die Gewalt?	141
Islam unter uns	151

Das Schicksal der Frauen	163
Eine andere Wahrheit	174
Gemeinsam Mensch sein	178
Wie erträgt man so viel Leid?	182
Die Stiftung	
<i>Helpende Hände für die Armen</i>	189

Teil I:
Weil ich selbst ein Flüchtling bin ...

Flucht

1984, Zaz im Tur Abdin, Südosttürkei

Niemand hatte an das Gewehr gedacht. Weder mein Vater noch ich. Das Gewehr trug ich immer bei mir, wenn ich nachts zu meinem Vater auf den Weinberg ging. Erst schützte es mich auf dem Weg durch die Dunkelheit, dann uns beide bei der Nachtwache. Doch in dieser Nacht, in der Nacht vom 14. auf den 15. September 1984, sollte ich nicht wie sonst auf den Weinberg kommen.

„Bleib heute zu Hause“, sagte mein Vater. „Du wirst hier mehr gebraucht.“ Er blickte kurz zum Haus, in dem meine Mutter gerade das Abendessen zubereitete. Meine älteste Schwester war mit ihrem Mann zu Besuch. Sie wohnten viele Kilometer entfernt, an der Grenze zum Irak, und kamen nicht oft zu uns. Zur Feier des Tages hatte mein Vater am Morgen zwei Hühner geschlachtet. Da mein Schwager nur Kurdisch und Ostsyrisch sprach, meine Mutter jedoch nur Aramäisch, sollte ich dableiben, um zu übersetzen.

„Und du?“, fragte ich.

„Ich werde gehen.“

Ich merkte, wie schwer es meinem Vater fiel, uns mit dem Besuch allein lassen zu müssen. Für jeden Fremden öffnen wir unser Haus, bewirten ihn mit unserem Brot und unseren Früchten, schenken ihm Wein und Säfte ein, tränken seine Pferde und richten ihm die Bettstatt her. Es ist diese selbstverständliche Gastfreundschaft, die man gern mit den Orientalen verbindet. Dabei haben die sie einst von uns gelernt. Und wir wiederum von Abraham, der selbstlos und ohne jede Absicht die Gäste Gottes empfing, großzügig bewirtete und beherbergte. Für meinen Vater als Christen ist Gastfreundschaft keine bloße Tugend, sondern ein tiefes Bedürfnis. Und ausgerechnet jetzt, wo seine älteste Tochter mit ihrem Mann gekommen war, musste er das Haus verlassen.

Er hatte keine Wahl. Die Trauben waren fast reif. Nur wenige Sonnenstrahlen brauchten sie noch, bis sie die richtige Süße und pralle Größe erreicht hätten und wir sie ernten könnten. Aus den Trauben machten wir Wein, Säfte und Sirup oder ließen sie zu Rosinen trocknen. Dreihundert Liter Wein produzierten wir im Jahr. Rosinen hatten wir oft tonnenweise, manchmal füllten die Säcke zwei ganze Räume, während sich in den Regalen der Weinkuchen stapelte. Den Weinkuchen stellten wir aus Sirup her, gossen dafür die dicke Soße über schweres Leinen, ließen die Masse in der Sonne gehen und falteten dann die getrockneten und elastischen Fladen in Dreiecke zusammen. Den ganzen Winter über hatten wir eine nahrhafte Süßigkeit – eine Art Weingummi, wenn man so will.

Bis heute lasse ich mir den Weinkuchen aus der Türkei mitbringen. Wenn ich ihn hier, fern der Heimat, auseinanderzupfe und mir der schwache Geruch, in dem neben der Frucht auch das frische Leinen zu ahnen ist, entgegenströmt, muss ich nur die Augen schließen und bin wieder in meinem Heimatdorf Zaz im Südosten der Türkei. Dann spaziere ich durch die fruchtbaren Weinberge, klettere durch die Kronen unserer achtundvierzig Mandelbäumchen, die so dicht beieinanderstehen, dass man sie nacheinander erreicht, ohne den Boden zu berühren, und gehe über unsere Felder, auf denen nahezu alles wächst, was man zum Leben braucht – Auberginen, Tomaten, Paprika, Melonen, Granatäpfel, Oliven, Getreide ...

Wir hatten von allem reichlich. Doch wenn die Früchte reif wurden, mussten wir aufpassen, damit uns keiner so kurz vor der Ernte alles zunichtemachte. So wie es erst wenige Wochen vor dem Besuch meiner Schwester in unserem Dorf geschehen war.

Drei junge Männer waren von der Armee zurückgekommen und das ganze Dorf feierte ihre unversehrte Heimkehr. Ein solches Ereignis ist bei uns immer Anlass für ausgelassene Freudenfeste. Werden Christen in die türkische Armee eingezogen, glauben ihre Angehörigen in der Regel nicht, dass sie sie jemals wiedersehen. Unter Tränen werden die Söhne verabschiedet. Nicht, weil ein Krieg ausbrechen und sie als Soldaten fallen könnten. Sondern weil sie den Krieg vom ersten Fahnenappell an haben – und zwar in der eigenen Kompanie. Vom ersten Tag an sind sie der Feind, das Opfer von Schikane, Miss-

handlung und Folter, sowohl seitens der Kameraden wie der Offiziere. Ich kenne die Geschichten von meinem Vater und meinen Brüdern. Es sind immer dieselben, auch wenn ein paar Jahrzehnte dazwischenliegen.

So fand sich mein Vater am Anfang seiner Armeezeit eines Abends nach dem Duschen achtzig Männern gegenüber, die ihn beschimpften und bespuckten, weil er als Christ nicht beschnitten war. Sie schrien ihn an, dass er sich beschneiden lassen und ein ordentlicher Muslim werden solle. Doch mein Vater blieb standhaft. „Ich bin bereit zu sterben, aber meinen Glauben wechsele ich nicht“, rief er, was die anderen nur noch mehr erregte. Die Spitzen der Soldatenstiefel bohrten sich in seinen Leib, der Speichel der Männer floss über seinen Körper. Mein Vater hat die Armeezeit überlebt, mein Bruder auch. Sie hatten Glück. So wie auch die drei jungen Männer aus unserem Dorf, für die das Fest ausgerichtet wurde.

In dieser glücklichen Nacht hatte niemand daran gedacht, auf den Feldern, wo die Wassermelonen gerade reiften, Wache zu halten. In dieser glücklichen Nacht fühlte man sich unverletzbar, sicher und außer Gefahr. Schließlich hatten die drei jungen Männer die Armeezeit überstanden. Das machte Hoffnung – und leichtsinnig.

Und in dieser Nacht kamen sie. Mit Messern, Säbeln und Dolchen machten sie sich über die Felder her, metzelten die Früchte nieder wie eine Armee böser Feinde. Gestohlen haben sie nichts, nur zerstört. Und das gründlich. Als die Familien am nächsten Morgen, noch müde vom Freudenfest der vergangenen Nacht, auf die Felder kamen, bot sich ihnen ein grausames Bild. Alles war rot

vom Fleisch der Melonen, das aus den aufgeschlitzten Schalen quoll und sich über alle mehr als dreißig Felder ergoss. Keine einzige Frucht war ganz geblieben. Doch viel schmerzlicher als der Verlust der Ernte war die Angst vor der blinden Zerstörungswut, mit der sie die Früchte der Christen kaputt gemacht hatten. Denn diese galt nicht den Melonen. Sie galt den Menschen.

„Aber dann bist du allein auf dem Feld“, sagte ich zu meinem Vater. Der Gedanke beunruhigte mich so sehr, dass ich mich am liebsten seinem Wunsch widersetzt und ihn auf der Stelle begleitet hätte.

„Keine Sorge, Hatune“, antwortete mein Vater und wandte sich zum Gehen. Ich hielt ihn zurück, strich ihm über den Kopf, rieb meine Handfläche kurz an seinem Haaransatz und gab ihm dann einen schnellen Kuss auf die Stirn. So hatten wir uns immer verabschiedet, es war unser ganz eigenes Ritual. Dann machte er sich auf den Weg. An das Gewehr hatten wir beide nicht gedacht. Und so war mein Vater ausgerechnet in dieser Nacht ganz allein und ohne Waffe auf dem Weinberg.

*

[...]

„Diese Fanatiker werden wir in tausend Jahren nicht los“

März 2014, Mardin, Südosttürkei

Unsere nächste Station nach Nusaybin ist Mardin im Grenzgebiet sowohl zu Syrien als auch zum Irak. Anders als zuvor in Nusaybin sind die Betreuer der Flüchtlinge hier sehr kooperativ. Ich erhalte Listen mit Namen der christlichen Flüchtlinge. Wieder hören wir erschütternde Geschichten.

In Mardin treffe ich ein Ehepaar, Flüchtlinge aus Syrien, A. und D. Sie berichten mir von der ausweglosen Lage in Syrien, der Heimat, die sie schweren Herzens verlassen haben.

„Wir lieben unsere Heimat. Wir haben uns nicht leicht entschlossen, sie hinter uns zu lassen. Bevor es dazu kam, war unsere Situation in Quamishlo so schwierig geworden, dass wir dort keine Zukunft mehr gesehen haben.

Wir litten Hunger. Es gab keinen Strom. Es gab keine Arbeit, keine Verdienstmöglichkeiten mehr. Dabei waren die Preise um das Zehnfache gestiegen. Es herrschte Angst. Niemand traute sich mehr, das Haus zu verlassen, denn man musste damit rechnen, dem Tod zu begegnen. Wir lieben unsere Heimat. Aber wir konnten dort nicht mehr leben. Deswegen haben wir unsere Heimat verlassen.“

„Und glaubt ihr, dass ihr hier in der Türkei überleben könnt?“, frage ich nach.

„Wir lieben unsere Heimat“, wiederholt A. bekräftigend. „Aber wir haben keine Hoffnung mehr. Das Land ist zerstört, hat sich selbst zerstört im Bürgerkrieg. Und inzwischen sind ja auch so viele Kräfte von außen an den Kämpfen beteiligt. Die verfolgen ihre eigenen Ziele, und das wird zu noch mehr Zerstörung führen. Wir haben keine Hoffnung mehr, dass wir als Christen jemals wieder in Syrien leben können.“

Ihre Vorfahren, berichtet er weiter, waren 1915 vor dem Völkermord an den Armeniern nach Syrien geflüchtet. Es gibt noch Verwandte in der Türkei, und zu denen kämen sie jetzt. Sozusagen zurück zu den eigenen Ursprüngen.

Aber es werde nicht einfach sein, hier zu überleben. Denn auch hier müssten sie in einer überwiegend muslimischen Umgebung leben. „Und der Islam hat sich seit dem letzten Jahrhundert nicht geändert“, bekräftigt D.

„Was glaubst du, warum ändert sich der Islam nicht?“, hake ich nach.

„Oh, das ist nicht so leicht zu sagen. Von außen wird man den Islam nicht dazu bewegen, sich zu verändern. Und von innen her wird es erst recht nicht geschehen. Der Islam will herrschen. Deshalb müssen alle Andersgläubigen abgewertet werden. Sie sind ja in den Augen islamistischer Fanatiker nicht besser als Esel oder Hunde.“

A. lenkt das Gespräch wieder zurück auf die politische Situation in Syrien. „Ein gutes Staatsoberhaupt würde auch für sein Volk bessere Verhältnisse schaffen. Aber es gibt genug Kräfte von außen, die das verhindern wollen.“

„Denkst du, dass Syrien ein Stadium erreicht hat, in dem das Geschehen eher von außen gesteuert wird?“

Milad bejaht das nachdrücklich. Alle Gruppen, die gegen Assad kämpfen, meint er, seien von außen gesteuert. „Vor Ausbruch der Kämpfe, solange Assad fest im Sattel saß, gab es Sicherheit für uns Christen. Mehr brauchen wir doch nicht. Früher haben wir unsere Eucharistiefeiern auf der Straße gefeiert. Jetzt haben wir Angst, überhaupt das Haus zu verlassen. Wir möchten nur Sicherheit. Wir brauchen Sicherheit, damit wir leben können.“

Zurzeit könne sich kein Christ in Syrien sicher fühlen. Vielleicht mit Ausnahme der Regierungstruppen kämpften alle unterschiedlichen Parteien gegen die nichtmuslimischen Syrer.

„Denkst du, die beste Lösung besteht darin, dass die Christen das Land verlassen?“

„Ich kann nur meine Meinung sagen. Wenn es ein besseres Staatsoberhaupt als Assad gibt, dann bitte, findet ihn. Wir Christen haben keinen Rückhalt mehr in Syrien, nirgends. Wir sind mutige Leute. Aber ohne Rückhalt gibt es für uns dort kein Leben mehr. Sie sollen einen eigenen Kanton für uns gründen, in dem wir als Christen leben können. So wie für die Kurden im Irak – eine Autonomieregion. Wenn das geschähe, könnten wir überleben. Wenn nicht, soll man uns dort herausholen, wo wir nur wenige sind und von allen bekämpft werden. Denn irgendwo brauchen wir einen Lebensraum.“

„Glaubst du“, frage ich weiter, „dass Christen jemals wieder in Syrien leben können?“

„Ich fürchte, Syrien selbst hat keine Zukunft mehr“,

sagt A. „Wir hören jetzt viel von den ISIS-Leuten im Irak. Auch in Syrien verbreiten sie ja Angst und Schrecken. Diese Fanatiker, diese Terroristen werden wir in tausend Jahren nicht los.“

*

Die Christen in Syrien hatten lange Zeit als Unterstützer des Regimes gegolten. Etwas davon klang ja auch in A.s Einschätzung der Situation noch durch. Ab Sommer 2014 bekomme ich jedoch immer wieder einmal auch Assad-kritische Kommentare zu hören. So berichtet B., ein junger Mann aus Damaskus:

Vor dem Militärdienst sei er vor acht Monaten geflohen, zusammen mit seinem Bruder. Er wollte nicht kämpfen, weil er für Frieden sei. Er war auch nicht bereit, für eine Regierung zu kämpfen, die die eigene Bevölkerung massakriert.

„Viele sagen, Assad hätte die Minderheiten geschützt. Aber Assad ging es nie um etwas anderes als um seinen eigenen Thron. Assad hat vorgegeben, uns zu schützen, aber seine Politik hat das nicht erreicht. Er hat uns im Stich gelassen, um sein Amt zu retten. Er benutzte die Christen als Werkzeug und als Aushängeschild. Und seine brutalen Herrschaftsmethoden haben den Islamismus gestärkt. Nur so konnten so viele rivalisierende islamistische Gruppierungen entstehen, die jetzt alle untereinander um die Vorherrschaft kämpfen. Eigentlich kämpft in Syrien schon fast jeder gegen jeden. Die freien Milizen töten alle, ohne Unterschied. Wofür eigentlich sollen in Syrien 23 Millionen Menschen so leiden? 80000 bis

120000 Menschenleben¹ hat der Bürgerkrieg schon gefordert. Der säkulare Staat war eine Täuschung.

Die Wirtschaft ist zusammengebrochen. Was noch existiert, wird von Assads Familienclan beherrscht. Zehn Prozent der Gewinne, die überhaupt noch erzielt werden, gehen an einen Cousin von Assad. Viele Vermögende verlassen das Land, in dem es keine wirtschaftliche Zukunft mehr gibt.

Unser Volk wird zerrieben. Die Menschen wollen das Land verlassen, weil es keine Lebensqualität mehr gibt. Die Notzustände spitzten sich so zu, bis sie unerträglich wurden. Kein junger Mensch will mehr in Syrien leben. Dieses Land hat keine Zukunft.“

Es wird immer deutlicher, dass die Regierung hinter vielen Gräueltaten steht.

„Ich habe mit eigenen Augen gesehen, wie Soldaten von Assads Armee meine Schwester vergewaltigt und gefoltert haben. Frauen werden gezwungen, sich den Soldaten hinzugeben – schon Mädchen von zwölf oder vierzehn Jahren. Und die Soldaten berufen sich dabei auf eine Anordnung von Assad persönlich.

Es geht dem Regime nicht darum, irgendjemanden zu schützen. Es geht nur um die Macht. Wer gegen Assad ist, wird zerbombt. Wer eigene Gedanken denkt, wird bekämpft. Assad benutzt die Christen. Die Terroristen benutzen das Bekenntnis zur Sunna. Freies Denken ist in Syrien nicht möglich. Wenn Christen in der Öffentlichkeit befragt werden, sagen sie oft nicht die Wahrheit. Aus

¹ Aktuellere Zahlen siehe S. 73.

Angst. Angst ist ein schlechter Ratgeber und kein guter Zeuge für die Wahrheit.“

Er macht eine kleine Pause und fährt dann fort: „Schwester, der das hier sagt, hat es erlebt und auf die Mauern geschrieben: Assad muss weg.“

*

„Wir hören jetzt viel von den ISIS-Leuten. Diese Terroristen werden wir in tausend Jahren nicht los.“ Das waren B.s Worte im März 2014.

In den folgenden Monaten soll die ganze Welt noch mehr von den ISIS-Milizen hören. Ab Frühjahr 2014 verstärken die ISIS-Kämpfer ihre Kampfaktionen in Syrien und im Irak. Es gelingt ihnen, weite Teile des Nordwest-Iraks und einige Regionen Syriens unter ihre Kontrolle zu bringen. Im Juni erobern sie Mossul und das Umland – eine Gegend, die seit Jahrhunderten als Zentrum der Christen im Irak gilt. Am 30. Juni 2014 erreicht die ISIS ihr wichtigstes Ziel: Im eroberten Mossul ruft sie einen „Islamischen Kalifatsstaat“ aus.

Die Ausrufung des Kalifats führt nicht dazu, dass alle anderen islamischen Bürgerkriegsparteien, die in Syrien ebenfalls Angst und Schrecken verbreiten, sich dem neuen „Kalifen“ anschließen. Die „Islamische Front“, eine Koalition verschiedener muslimischer Rebellengruppen in Syrien, weist das Kalifat des IS ebenso zurück wie „El-Nusra“, der al-Qaida-Zweig in Syrien, der aber eigene Kalifatsbestrebungen verfolgt. Die erbitterte Konkurrenz, die zwischen den verschiedenen Gruppierungen herrscht, bleibt bestehen.

Was sie verbindet, aber keineswegs eint, ist die Ablehnung der jeweiligen Regierungsmacht: der Schiiten in Bagdad und des säkularen Regimes in Damaskus. Zwischen den zahlreichen Fronten, die weiterhin in diesem Bürgerkrieg bestehen, wird die Zivilbevölkerung zerrieben.

Berichte von der unglaublichen Brutalität des IS erschüttern in den folgenden Monaten die Welt: Massenhinrichtungen, Vergewaltigungen, Plünderungen und Vertreibungen drohen allen, die sich der in den Kalifatsgebieten eingeführten Scharia-Ordnung nicht beugen. Nichtmuslime stellt man vor die Wahl, zu fliehen, Schutzgeld zu zahlen oder den Islam anzunehmen. Selbst wer Schutzgeld zahlen würde, dürfte dennoch die eigene Religion in keiner Weise öffentlich wahrnehmbar ausüben. Häuser von Christen werden gekennzeichnet: – „N“ für Nazarener. Hunderttausende, Christen und Jesiden, fliehen vor den vorrückenden Terrormilizen aus den nördlichen Provinzen in die kurdische Autonomieregion oder die Nachbarländer.

IS-Milizen vernichten nicht nur Menschen; auch Kulturgüter fallen ihrem barbarischen Raubzug zum Opfer. Kirchen werden niedergebrannt. In der ostsyrischen Stadt Deir al Zor sprengen sie am 21. September 2014 die Gedenkstätte, die an die Opfer des Völkermords an den Armeniern erinnerte. An diesem Ort versammelten sich alljährlich am 24. April Armenier aus der ganzen Welt, um an den Völkermord von 1914 und 1915 im damaligen Osmanischen Reich zu erinnern. In Mossul haben die Islamisten bereits im Juli das Grabmal des Propheten Jona zerstört, das muslimischen Mystikern als heilig gilt.

Auch mindestens zehn weitere heilige Stätten und Moscheen fallen ihrem Wüten zum Opfer.

Terror und Schrecken zu verbreiten ist das brutale Instrumentarium ihres Feldzugs. Im September 2014 bezeichnet der Journalist Navid Kermani nach einer Reise durch den Irak in einem Sendebbeitrag im WDR die IS-Terroristen als „unglaublich verroht“. Drohvideos, die gleichzeitig um die Welt gehen und die Schächtung von amerikanischen und britischen Geiseln durch IS-Kämpfer zeigen, bestätigen das auf erschütternde Weise. Wie viele Syrer und Iraker demselben Morden zum Opfer gefallen sind, lässt sich nur vermuten.

*

29. Mai 2014, Urfa, Südosttürkei

Wie es dort zugeht, wo die IS-Terroristen die Herrschaft übernommen haben, erfahre ich bei meiner späteren Reise im Mai durch eine Begegnung auf dem Flughafen in Urfa. Ich hatte in Urfa das Flüchtlingslager besucht. Meine für den nächsten Tag geplante Weiterreise in den Libanon muss ich aufgeben: Zu Hause in Deutschland geht es meinem geliebten Vater sehr schlecht und das zwingt mich, sofort zurückzufliegen. Aber ein Triebwerkschaden des Flugzeugs sorgt für lange Stunden des Wartens auf dem Flughafen in Urfa.

Unter den ebenfalls Wartenden fällt mir eine Frau auf, weil sie abwechselnd türkisch und arabisch spricht. Es dauert nicht lange und wir kommen ins Gespräch. Go-

har, so erfahre ich, ist Syrerin. Seit zehn Jahren lebt sie in Deutschland. Geboren wurde sie aber in einem Ort nahe der syrisch-türkischen Grenze, und nach ihrer Heirat lebte sie siebzehn Jahre lang in Rakka, dem Ort, der inzwischen zu einer Hochburg der IS-Terroristen in Syrien geworden ist. Gohar war nach Urfa gereist, um dort Verwandte und ehemalige Nachbarn aus Rakka zu treffen, die vor dem Terror des IS aus Syrien geflohen waren. Gohar ist sunnitische Muslima, aber sie trägt kein Kopftuch.

Die Begegnung, auf die sie sich gefreut hatte, war anders verlaufen, als sie sich vorgestellt hatte. Ich spüre ihren Schmerz, als sie weitererzählt: „Ich habe extra die weite Reise gemacht, weil ich diese Menschen, Verwandte und Freunde, wiedersehen wollte. Aber sie? Sie haben vor mir ausgespuckt. Ich sei verwestlicht. Ich sei eine Abtrünnige. Mit mir wollten sie nichts mehr zu tun haben, haben sie gesagt. Und warum? Weil ich kein Kopftuch trug. Weil ich nicht verschleiert war.“

Jetzt stehen Gohar Tränen in den Augen. Schließlich fährt sie fort. „Nur eine Nachbarin hat länger mit mir geredet. Wir waren einmal Freundinnen. Sie hat ein wenig davon berichtet, was in Rakka geschieht. Die IS-Leute haben für die ganze Bevölkerung eine bestimmte Abgabe verfügt: 17 Goldgramm pro Person im Monat. Wer das nicht hat, muss eine entsprechende Geldsumme geben. Wer das Geld nicht aufbringt, muss mit Land zahlen. Wer kein Land besitzt, muss mit seiner Ehre zahlen: Er muss seine Frau oder Schwester oder Tochter an die IS ausliefern. Man kann sich vorstellen, warum die Menschen in

Scharen fliehen. Viele Väter haben ihre Töchter getötet, damit sie nicht in die Hände der Terrormiliz fielen.“

Das hatte ich leider auch schon von den Jesiden im Irak gehört: Väter hatten ihre eigenen Töchter lieber getötet, als sie einem barbarisch mordenden Terrortrupp zu überlassen. Viele Männer wurden aber auch getötet, weil sie sich schützend vor ihre Familien gestellt hatten.

Hatten diese Väter wirklich Grund für ein derart extremes Verhalten? War ihre Angst nicht übertrieben? Was ich im September 2014 erfahre, lässt mich diese Frage leider verneinen. Da nämlich berichten mir meine Mitarbeiter aus Mossul von einer weiteren Schreckenstat der IS-Milizen, die sich im Sommer während des Vormarsches auf Mossul ereignete. Bei ihrem Vorrücken auf die christliche Hochburg hatten IS-Leute aus den christlichen und jesidischen Dörfern in der Ebene um Mossul gezielt die jungen Mädchen entführt – zwölfjährige, vierzehnjährige Kinder. Siebenhundert jesidische Mädchen, zweihundert christliche. Die Mädchen brachte man in Mossul in einen großen Gebäudekomplex und hielt sie dort gefangen.

Im September nun wurden etliche dieser Mädchen auf dem Markt in Mossul angeboten wie Sklavinnen oder wie Vieh – für fünfhundert Euro. Für die christlichen Mädchen verlangte man tausend Euro. Man kann nur ahnen, welches Schicksal diese Mädchen erwartet, wenn sie in die Hände von muslimischen Männern fallen. Wenn man sie nur als billige Arbeiterinnen im Haus benutzt, haben sie noch Glück gehabt.

„Und es ist diese Barbarei, vor der die Menschen

fliehen – auch die Muslime“, bekräftigt Gohar. „Auch die Sunniten. Der IS kämpft nicht für die Religion. Er kämpft für die Barbarei. Für die Macht. Sie sind keine Menschen mehr.“

So weit würde ich nicht gehen. Menschen bleiben Menschen, wie verblendet, verroht und verirrt sie auch sein mögen. Und es ist nie zu spät, sich von solchen Verirrungen abzuwenden und zur Menschlichkeit zurückzufinden.

*

Allerdings belegen zu viele Geschichten auch das grausige Erscheinungsbild des IS, das mir auch Gohars Bericht vor Augen gemalt hat. Geschichten, die ich von meiner Reise mitnehme nach Deutschland. Geschichten wie die von Vahide. Vahide und ihr Mann haben zwei Töchter. Die Familie ist muslimisch, gehört aber zu den Schiiten. Als die ISIS das syrische Dorf in der Nähe von Aleppo einnahm, in dem sie lebten, gehörten sie zu denen, auf die zuerst Jagd gemacht wurde. Mit vorgehaltenen Gewehren zwang man Vahide und ihren Mann zuzusehen, wie beide Töchter vor ihren Augen von jeweils zwei Männern vergewaltigt wurden. Als Vahide mir davon erzählt, kann sie fast nicht mehr atmen vor Zorn und Wut, vor Ohnmacht und Scham. Ihre Hilflosigkeit und ihr Schmerz entladen sich in einer Fülle von üblen Schimpfworten und in einem wilden Racheschwur gegen alle Sunniten. „Ich habe nur diese beiden Töchter“, schluchzt sie. „Ich habe doch nur diese beiden. Und die jüngste war erst dreizehn.“